

Nachrichten einer Hergewinkten

Gundy Feyrers Grazer Tagebuch

Literatur als Kunst stellt, wenn überhaupt etwas, Nähe her. Dass dies ausgerechnet vom Fremden, vom grundsätzlich Dissidenten abverlangt und seltsamerweise immer wieder auch geliefert wird, ist nur eine der Paradoxien, die das Spiel zwischen Herstellern und Konsumenten von Dichtung so undurchschaubar machen. Und so geschieht es etwa immer wieder, dass dieser Fremde, leibhaftig beherbergt, mit Kost und Logis und Taschengeld gesegnet, auf längere oder kürzere Zeit zum exemplarischen Ehrengast erkoren wird, Hofnarr und Hausgespenst in einem. Das hat seine schönen Seiten: Der Gastgeber hat Teil am Glanz des Parasitären; der Gast sollte oder kann für eine Weile unbehelligt von äusseren existentiellen Misslichkeiten seiner Arbeit nachgehen.

Zufälligkeit der Lebensorte

Klagen über diese heute mehr denn je unabhängbare Form von Literaturförderung hört man im Tagebuch, das Gundy Feyrers Jahr als Stadtschreiberin in Graz dokumentiert, keine. Unbehaust war sie offenbar immer, dass sie (1956) in Heilbronn geboren wurde, muss sie früh mit der (nicht ganz «zufälligen») Zufälligkeit von Lebensorten vertraut gemacht haben. In München und in Hamburg, heisst es, hat die Autorin Kunst studiert, in Rom und Berlin und Paris schrieb sie, heute soll sie in Madrid leben – was heisst «heute»? Jetzt? Wie auch immer; uns bleiben die Bücher, die an diesen Orten entstanden sind. Es

In der nächsten Beilage «Literatur und Kunst»:

- *Zionismus und säkulare Geschichte*
- *Die «neuen Historiker» in Israel*
- *Ein bedeutender Mozart-Fund*
- *Einzelgänger im Luzerner Festwochenprogramm*
- *Eine Sozialgeschichte der Oper*
- *Komponisten der Gegenwart in einem Lexikon*
- *Sainte-Beuve, an der Schwelle zur Moderne*
- *Mode als Kompass von Beschleunigungsgesellschaften*
- *Meret Oppenheim als Designerin*

ist ein umfangreiches, vielgestaltiges Werk, und es befreit, dass an den Rändern und im Rücken des literarischen Trost- und Zerstreuungsgewerbes Dinge möglich werden, die das nachwachsen lassen oder überhaupt erst ausbilden, was dem von Matscheiben umstellten Idealverbraucher unablässig und mit konfuser Bösarigkeit abgegaugt wird: Substanz – nicht «Wirklichkeit»: Lebenssubstanz.

Biographisch grundiert war Gundi Feyrers Schreiben immer schon. Sie erfindet – ausser sich selbst – nichts. Denkbar, dass ihr Schaffen nicht einmal in erster Linie auf die Produktion von «Kunst», von «Literatur» aus ist; möglicherweise zielt sie höher, tiefer, schiefer. Trotz aller «Lebensnähe», die aus diesem «Grazer Tagebuch» in unser eigenes Fremdsein so wohligh hereinströmt, ist nicht zu übersehen, dass da eine Frau schreibt, die ihr Erleben nicht einfach hinnehmen, sondern formen möchte. Das könnte ins Dandyhafte umschlagen, im heikelsten Fall ins Kunstgewerbe der Selbsthysterisierung. Davor bewahrt sich (und uns) Gundi Feyrer mit dem rücksichtslosen Einsatz ungefilterter existentieller Energien einerseits, mit einem bösen Humor, der sich sehr oft auf die Notierende selbst richtet andererseits – und nicht zuletzt mit einem wohlthuend nüchternen Blick auf das Design von psychohygienischen Schablonen wie «Verletzlichkeit», «Sensibilität», «Beobachtungsintensität» usw.

Vitale Skepsis

«Und das Gewicht der Zeit, das mein Gewicht ist und das ich täglich einstampfe, zum Gele meiner Umgebung, die mich birgt, und Gebirge, die sich aufeinander schieben, auf dass nichts dabei herauskommt.» – Der Eintrag vom «ZWEI-UNDZWANZIGSTEN», als Beispiel mehr oder weniger zufällig gewählt, zeigt jemanden, der «Ich» sagt, ohne etwas anderes, sei's mehr, sei's weniger, meinen zu müssen. Die Coolness, auch die leise Übermüdung in derlei Notaten ist genährt von einer vitalen, stets zugewandt bleibenden Skepsis, die bewirkt, dass man diese kleinen Privatheiten aus Graz immer aufgeregter liest. Und der Leser, Gastgeber des Textes, nicht als Voyeur, nicht einmal als besonders Neugieriger, merkt auf, ganz allgemein: Vorsicht! Leben! Einen so weit zu bringen, so nah zu sich, dass man stutzig wird, das ist vielleicht die bedeutsamste Leistung solcher Art «Selbst»zeugnisse. Nicht zuletzt scheint hier plausibel nahegelegt, dass das «Handwerk des Lebens» eine Technik, eine Kunst nicht in erster Linie des Schreibens, sondern des Lesens ist: Leben lesen – und lesen lassen. Damit man, solange es eben geht ohne unfreiwillige Verluste, mitgemeint bleibt.

Bruno Steiger

Gundi Feyrer: Auswendige Tage. Grazer Tagebuch. Literaturverlag Droschl. Graz 1997. S. 342, Fr. 42.50.